

Der Chevy setzte sich in Bewegung, schlich vom Platz vorm Hotel und bog zum Prado ein. Laura klappte den Sonnenschutz runter und begann, sich im Spiegel zu schminken. Ihr schien es nichts auszumachen, dass Manuel und Judith abgetaucht waren. Nicht das Mindeste. Sie verstaute den Lippenstift in ihrer Handtasche, klappte den Spiegel hoch.

„Da vorn müssen wir links abbiegen. Giramos a la izquierda.“

Der Wagen erreichte den Circuito Sur. An einer Kreuzung bogen sie erneut ab, fuhren an Militärbaracken vorbei und einer großen Fabrik. Links erschienen die Türme einer Ölraffinerie. Am Mast wehten die kubanische und die chinesische Fahne. Offensichtlich hatten sie den nördlichsten Zipfel der Bucht erreicht. Denn an der übernächsten Kreuzung führte die Fahrt nach Süden, durch Buschland und Ackerflächen, von waldigen Streifen unterbrochen. Die Straße war leidlich befestigt, im sandigen Belag gähnten Löcher. Nach ungefähr einer Stunde erreichten sie ein unscheinbares Dorf. Eine Klimaanlage hatte der Schlitten nicht, immerhin einen kräftigen Lüfter. Rostwasser sickerte unter den Pedalen hervor, aus der Lenkstange suppte Schmieröl. Laura dirigierte ihn durch das Dorf, dessen ärmliche Häuschen unter üppigen Palmen standen. Vor einem Plattenbau mit drei Stockwerken bedeutete sie ihm zu stoppen. Er bremste.

„Mach den Motor aus bitte.“

Er stellte die Maschine ab. Es war still in Juraguá. Das Haus war eine Betonruine. Man konnte glatt hindurchsehen. Keine Fenster, keine Türen, nichts. Die Treppe zum Eingang war brüchig. Lauras Züge waren erstarrt. Durch die Schminke wirkte ihr Gesicht wie das bemalte Antlitz einer Puppe.

„Wollen wir reingehen?“

„Willst du es?“, fragte sie zurück.

„Ja. Aber ich kann alleine gehen. Du kannst gern im Wagen warten.“

Sie gab sich einen Ruck.

„Nein. Ich gehe mit.“

Die Betonteile der Treppe wackelten. Laura führte ihn in den dritten Stock, unters flache Dach. Es war ein quadratischer Raum, eine kahle Zelle aus nacktem Beton.

„Hier haben wir gewohnt. Wir hatten zwei Zimmer. Eins für meine Eltern und eins für mich und meine Geschwister.“

„Wie viele Geschwister hast du?“

„Drei. Wir waren zugezogen, Fremde. In Juraguá bin ich zur Schule gegangen, zumindest die ersten Jahre. Es war furchtbar. Meine Eltern waren den ganzen Tag auf der Baustelle. Wir trieben uns herum. In den Feldern. In der Bucht. Wenn es regnete, blieben wir zu Hause. Dann gab es kein Entrinnen, nur den Fernseher.“

„Regnete es oft?“

„Selten, zum Glück.“

Prüfend klopfte Fred gegen die blanke Wand. Laura schlug vor:

„Lass uns weiterfahren. Bis zum Kraftwerk ist es nicht weit.“

Vorsichtig balancierten sie über die Treppe ins Freie. Der Anlasser röherte, der Motor sprang an. Der Gang klemmte. Fred malträtierte die Kupplung, bis der Hebel einrastete. Der Chevrolet fand den Weg zur Landstraße. Eine Viertelstunde später standen sie vor der grauen Reaktorhalle. Gewaltig türmte sich die Kuppel über den Ruinen, als wäre es ein archaischer Tempel oder die Überreste eines Startplatzes, den Außerirdische in prähistorischer Zeit hingeklotzt hatten. Neben der Reaktorhalle sah man das kreisrunde Fundament des zweiten Blocks. Etwas zurückgesetzt befanden sich das Kühlbecken und die Maschinenhalle, in der die Turbinen stehen sollten. Alles war verlassen, seit Jahrzehnten rosteten wuchtige Stahlträger in Sonne, Gischt und Wind. Monströs ragte die Betonkuppel des zerfallenen Reaktors in den blauen Himmel, Monument eines gigantischen Irrtums. Fred spürte Gänsehaut. Schnell fragte er:

„Was machen deine Eltern heute?“

„Sie betreiben einen kleinen Laden für die Touristen, in Habana Vieja, in der Altstadt von Havanna. Mit Souvenirs und billigem Schmuck. Jetzt sind sie alt, die Rente reicht hinten und vorne nicht. Als Architekten arbeiten sie schon lange nicht mehr.“

„Du bist jung, Laura. Du bist ein wunderbares Mädchen. Danke, dass du mir alles gezeigt hast.“

Verzagt blies sie eine Strähne aus ihrer Stirn.

„Schön, wie du das sagst. Kubanische Männer sagen so etwas nie.“

„Deutsche Frauen auch nicht.“

Sie kickte einen Stein weg. Er traf Blech, es schepperte.

„Das ist Kuba“, meinte sie hart. „Hochfliegende Träume, doch nichts wird jemals fertig. Die alten Männer reden, aber wir haben nichts. Wir warten. Und warten. Worauf warten wir?“

„Dass der Wind aus einer anderen Richtung weht.“

„Wahrscheinlich. Wenn er eines Tages aus einer anderen Richtung weht, Fred, lädst du mich dann nach Deutschland ein?“

„Ja, sicher. Es wird nicht leicht sein, denn ich habe wenig Geld. Ich würde dir gern Berlin zeigen, wie du mir Juraguá gezeigt hast. Deine Gegend. Du musst im Sommer kommen. Im Winter hältst du es nicht aus. Es ist zu kalt. Sehr unfreundlich. Daran bist du nicht gewöhnt.“

„Ich kann mich anpassen.“

„Da bin ich sicher. Aber im Sommer ist es am besten. Man soll seine Stadt und sein Land doch von der besten Seite zeigen, oder?“

Beschämt schlug sie die Augen nieder, leichte Röte schoss in ihr Gesicht.

„So sollte es sein. Wir Kubaner lieben unsere Insel, aber sie ist die Hölle. Deshalb ist die Selbstmordrate sehr hoch. Wer kann, haut ab. Irgendwie, nur raus. Nach Miami, nach Spanien, nach Deutschland.“

„Warum gehst du nicht zu deiner Freundin nach Hamburg?“

„Keine Ahnung. Ich habe lange nichts von ihr gehört. Wir waren sehr eng befreundet, aber seit einigen Jahren höre ich nichts mehr. Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Aber ich glaube, ich fürchte mich davor.“

„Du unterschätzt den Schnee, el niece.“

„Der Schnee, natürlich.“

Eine Pause trat zwischen sie, bis Laura sagte:

„Komm, genug geredet. Lass uns zum Strand gehen.“

„Ist es weit?“

„Nein, keine fünf Minuten.“

Sie ließen den Wagen stehen, strichen zu Fuß durch die hüfthohen Wiesen. Niemand hatte sich um das Gelände gekümmert, so war das Gras gewuchert und verfilzt. Nur mühsam kamen sie vorwärts, bis sie am Meer standen. Es war nicht die Bucht mit dem Hafen von Cienfuegos, sondern weißer Sandstrand, der die karibischen Inseln säumt. Das Meer ruhte grün, und dunkelblau, wo es in die Tiefe fiel. Sie waren allein. Der Wind wehte Salzstaub auf die Lippen. Wie flüssiges Silber klatschten die Wellen gegen die karge Küste. Laura seufzte, legte ihren Arm um seine Hüfte.

„Kuba ist schön“, flüsterte sie. „Niemand könnte ich es verlassen.“

Fred schwieg. Als sie sich in den Sand setzte, ging er zur Wasserlinie. Unglaublich, wie rein der Sand war, wie scharf der Kontrast zu den Ruinen im Hinterland.

Ein Brummen drang an sein Ohr. Fred glaubte an ein Insekt, bis das Brummen stärker wurde, der bullige Antrieb eines Jeeps. Er war grün, wie ihn das Militär benutzte, und er hatte breite Reifen. Knarrend wälzten sie sich durch den heißen Sand. Laura stand auf. Im Jeep saßen zwei Uniformierte. Laura griff in ihre Handtasche, holte eine Pappkarte hervor. Eindringlich redete sie auf die Uniformierten ein, die den Ausweis in die Sonne hielten. Unschlüssig drehten sie das Dokument.

„Y usted, Señor?“

Fred hob die Hände. Sein Pass befand sich im Chevy. Laura erklärte es. Fred hörte Fetzen aus ihrem Redeschwall: *turista* und *Juraguá, mi patria chica*. Schweigend hörten die Soldaten zu, gaben ihr die Karte zurück, legten die Finger an die Mützen. Eine stinkende Rußfahne wehte über den Strand, als sich der Jeep entfernte. Fred fragte:

„Was hast du ihnen erzählt?“

„Nichts von Belang. Mein Ausweis hat sie beeindruckt.“

„Der Ausweis des Ministeriums.“

„Woher weißt du das?“

„Judith hat es mir erzählt.“

Laura nickte. Als sie zum Wagen schlenderten, dachte Fred: Es könnte so einfach sein. Wenn es keine Grenzen gäbe, keine Trennung in *nacional* oder *convertible*, keine Behörden, die nach Stempeln oder Formularen fragen. Man könnte ausprobieren, ob es funktioniert. Du könntest mit Judith leben und mit Laura zugleich. Das halbe Jahr in Berlin, die andere Hälfte in Havanna.